

Seite 2
Fasten

Seite 8
Wien

Seite 4
Breslau

Seite 15
Mokka

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

22. Jahrgang 2019
Heft 3

KALONYMOS

„Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“

Rabbiner Dr. Salomon Samuel (Essen) zu Jom Kippur

Dies Wort stammt freilich nicht aus unserer überreichen, jüdischen Festtagsliturgie; aber es kommt aus diesem Geiste. Es hat bekanntlich seine Stelle im sogenannten Vaterunser; es zählt zu den ältesten und sichersten Jesusworten, also zu den Dokumenten des wahren, tief im Judentum wurzelnden Urchristentums. Das gleiche gilt von jenem ganzen Gebet, das der Meister die Jünger auf ihren Wunsch lehrte, und von dem Ditlef Nielsen in seinem lichtvollen Buche „Der geschichtliche Jesus“ behauptet, es wäre „das ursprüngliche und echte christliche Glaubensbekenntnis, zu dem suchende Christen jetzt mehr und mehr wieder zurückfinden“.

Und wie steht es um suchende Juden? Waren sie jemals von jenem Bekenntnis so weit entfernt, wie selbst ein Nielsen gern behaupten möchte, weil er sich sonst die einzigartige Wirkung seines Meisters nicht erklären kann? Darauf gibt es nur eine Antwort: Wer nicht in das innerste Heiligtum des jüdischen Jomkippur eingedrungen ist, weiß nichts von der Seele des Juden. Da stehen unter den mächtigsten Antagonismen der Welt noch immer Judentum und Christentum einander gegenüber, und es gibt Mächte genug, die ein Interesse daran haben, sie in Feindschaft und Spannung zu erhalten. Aber das tägliche Gebet der Tochterreligion enthält fast nur Elemente jener messianischen Stimmung, die unsere hohen Feste auszeichnet. Wir beten: „owinu“, unser Vater! „malkenu“ — der du bist im Himmel, denn dort thront der Vater auf dem Königssitz. „Geheiligt werde dein Name!“ Die ganze Aboda ist eine einzige, große Huldigung für den Namen Gottes, den der Hohepriester an diesem einzigen Tage ausdrücklich nennen und in sein dreimaliges Sündenbekenntnis einflechten durfte. „Zu uns

komme dein Reich.“ Das ist die Quintessenz der Bitten, die mit „uwechen ten pachdecho“ beginnen und im „Olelu leschabbeach“ gipfeln. Wohlgemerkt: Es ist das Reich des Vaters, des Einig-einigen Gottes Israels, des Herrn aller Welten, dessen Kommen hier der fromme Sohn seines Volkes mit allen seinen Brüdern heiß erfleht. „Es geschehe dein Wille, wie im Himmel also auch auf Erden.“ Auch hier klingt die Wendung hindurch, daß alle Geschaffenen sich zusammenschließen mögen, einen Bund zu bilden, um Gottes Willen zu vollführen mit ganzem Herzen, der Herrschaft des Frevels ein Ende zu machen, bis wirklich Gott allein regiert.

„Unser täglich Brot gib uns heute!“ Auch wir vergessen an den ehrfurchtgebietenden Tagen nicht, des Buches der „Ernährung und Verpflegung“ Erwähnung zu tun. Aber besonders beachtlich scheint es uns, daß dies Wort aus einem Sinngedicht der Sprüche Salomos 30,8 stammt, wo es im Urtext lautet: „hatrifeni lechem chukki“! Laß mich herbeischaffen mein zugemessenes Brot; weder Üppigkeit noch Armut lass mein Los sein, denn in beiden liegt soviel Anreiz zu Gottlosigkeit und Sünde.

„Und vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben (haben) unsern Schuldigern!“ Merkwürdig! Das erste Gebet des altneuen Glaubens ein Jomkippur-Gebet? Vom ersten Gliede dieser Bitte braucht dies ja nicht erst bewiesen zu werden. Aber der zweite Teil ist ganz im Geiste unserer Tannaïm, unserer edelsten Aggadisten. „Denn wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergibt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergibt, so wird euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.“ So erläutert das Vaterunser selbst (Matthäus 6, 14.15) den Satz von

Sünde und Versöhnung. Und am Ende des Traktats „Joma“ lesen wir: die Sünden zwischen Mensch und Mensch kann der Jomkippur nicht entschulden, es sei denn, du habest den Nächsten zuvor versöhnt und befriedigt. Und noch ein herrliches Wort von R. Akiba knüpft sich daran: Heil euch Israeliten! Vor wem läutert ihr euch? Vor eurem Vater im Himmel! Wer zu dem vollen Sinn dieser Worte vordringen will, scheue sich nicht in Hermann Cohens Jüdischen Schriften, Band I, den Vortrag aus dem Jahre 1890 „Die Versöhnungsidee“ zu lesen, und sich in die Kapitel XI und XII seines Alterswerkes „Die Religion der Vernunft“ zu versenken; er wird reich belohnt sein.

„Und führe uns nicht in Versuchung!“ „Al te-wi'enu lau (lidej chet welau) lidej nissojaun“. Wie tief war diese Bitte jedem Kinde unserer Gemeinschaft eingepägt, da sie zum täglichen Morgengebet gehörte. Und wie eng ist sie verknüpft mit dem Bewußtsein unserer menschlichen Schwäche, unserer Neigung zur Sünde, unserem täglichen und oft vergeblichen Kampfe gegen den unser Herz bedrohenden, bösen Trieb. Gottlob, es gab auch einen

guten Trieb, der mußte zuletzt siegen. Aber leichter und besser war es doch, ohne zu harte Versuchung durchs Leben zu gehen und nicht allzu sehr auf unerschütterliche Tugend und Pflichttreue zu pochen. „Und erlöse uns von dem Uebel.“ Amen. Ist die Herrschaft des Bösen im Innern auch unterjocht, von dem Bösen, das draußen herrscht, und uns sein Gift und seinen Stachel fühlen läßt, kann zuletzt nur Gott erlösen. In diesem Amen — d. h. Glauben — sind wohl Christ und Jude einig.

Warum sind diese einander so nah, und wissen es nicht? Warum weiß es der Moslem nicht, daß er mit uns zum gleichen Einig-Einigen Gotte betet und wir Kinder des Friedens und der Nächstenliebe sind! Warum zwingen sie uns, in soviel Stunden und Tagen des Jahres an ihrer guten Gesinnung, an den Liebesgeboten ihres Glaubens zu zweifeln und irre zu werden?

Nicht so an unserm Jomkippur. Sie alle, die uns schlecht gesinnt und übles antun — in tiefen Irrtum sind sie verstrickt. Wir haben zu bitten: Gott, vergeb uns unsere Schuld — „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“.

*Aus: Die Gemeinschaft.
Hefte für die religiöse
Erstarkung des Judentums, 1 (1929), Nr. 18.*

Jom Kippur

Else Schubert-Christaller

Jom Kippur wird — trotz der starken Anforderungen, die er an die körperlichen und seelischen Kräfte stellt (24stündiges vollkommenes Fasten und zehnstündiger ununterbrochener Aufenthalt in der Synagoge) — als der schönste Feiertag empfunden. Menschen, die das ganze Jahr über der Synagoge entfremdet sind, ja selbst Abgefallene kommen zu diesem Tag. Zu Anfang des Gottesdienstes am Vorabend wird verkündigt, daß es an diesem Tag erlaubt sei, mit den Abtrünnigen zusammen zu beten, und auch das vielumstrittene Kolnidre, das gleich darauf folgt, ist aus diesem Zusammenhang zu erklären.

Worin liegt die eigentümliche Anziehungskraft dieses Tages?

Er ist unter den Tagen des Jahres der eine, der „ganz anders“ ist. Er steht nicht unter den Gesetzen der andern Tage, er läuft nicht in ihrem gewohnten Rhythmus ab. Gewissermaßen hat „aufgehört Saat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter,

Tag und Nacht“, aufgehört wie am Tag des Todes. Sterbekleider trägt auch die Gemeinde, und das Sündenbekenntnis, das gesagt wird, ist zugleich Sterbegebet. Zeit und Ewigkeit werden anders gegeneinander abgewogen. Ist es nun beim Einen das Fehlen der täglichen Bequemlichkeit oder beim Andern das Fehlen der täglichen Sorgen, auf jeden Fall ist es ein sehr kräftiges Losgelöstwerden von der gewohnten Wirklichkeit, sogar die eigenen Gedanken werden einem fast genommen, — wer im Gebetbuch mitliest, findet kaum Zeit zu eigenem Denken, und nur wortlose Bereitschaft erfüllt das Gemüt, „ausgegossen wie Wasser“. In diesem „vom eignen Wesen los“ sein findet das Gefühl menschlicher Nichtigkeit, das Kreaturgefühl der Gebete einen starken Widerhall, während sich das Ich inmitten seiner Tätigkeit meist recht wichtig vorkommt, ist es an diesem Tag auf das bloße „Sein“ beschränkt und findet sich vor dem gegenüberstehenden übermächtigen Sein Gottes wertlos.

לשנה
טובה
תכתבו
ותחתמו
תש"פ

*Ein gutes Neues Jahr 5780
wünschen Ihnen die Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter des Steinheim-Instituts*

An Rosch haschana steht die Offenbarung Gottes als Weltrichter im Mittelpunkt, dagegen ist Jom Kippur mehr die Antwort des Menschen darauf. Wohin kann man fliehen vor dem Gericht, in dem alle Stützen brechen? Zu Gott selbst, zu seiner Barmherzigkeit. Es entstehen so die Gebete, in denen Furcht und vertrauende Hingabe unlöslich miteinander verbunden sind, dies unbeschreibliche Gefühl des Jom Kippur, gänzlich vernichtet, und doch zunächst bei Gott zu sein. —

...

Nach Mincha wird eine Totengedächtnisfeier eingefügt, und immer drängender eilt dann Neila, das Schlußgebet, dem Ende des Tages zu. Die Tore des Tages, die zufallen wollen, werden mit letzter Kraft gestürmt. Die Litanei mit dem immer wiederkehrenden Anruf "unser Vater, unser König!" wird noch einmal gesprochen. Inzwischen ist es draußen Nacht geworden. Der Tag ist zu Ende.

... [Nun geschieht nicht], was man nach dem langen Tag voll Flehen erwarten sollte: kein Bevollmächtigter oder Mittler tritt vor die Gemeinde und verkündet: es sei euch vergeben! auch kein gemeinsames Bekenntnis sagt: uns ist vergeben. Während den ganzen Tag die Gemeinde im Gebet zusammengehalten hat, — wir haben gesündigt, vergib uns, hieß es immer, — ist hier letzten Endes das innere Erlebnis jedem Einzelnen überlassen, wer das Unfaßliche der Sündenvergebung und der Gnade nicht im eigenen Herzen fühlt, dem kann weder Menschen- noch Engelstimme sie verkünden. Ganz ohne Geberde, ohne Äußerlichkeit soll das Wunderbare geschehen. Bei geöffneter heiliger Lade, in tiefstem Ernst, bekennt sich die ganze Gemeinde mehrmals laut zu dem ewigen und einzigen Gott, und ein Ton des Schofar beschließt den Gottesdienst.

Selicha von Jom Kippur.

Herr, wenn du richtest den Menschen, den Wurm, gedenke im Zorn an Gnade und Erbarmen, wenn du rüstest Gericht, den Schuldigen zu strafen — den Irrenden, den Törichten rechtfertige und sprich frei! Erweise Gnade und Güte den Schuldigen, breite nicht aus den Streit vor dem Ausgesogenen. Arm an Tat, leer an Gelingen, rufen wir zu dir, daß du dich finden lassest. Sieh uns hier vor dir in großer Schuld, unser Gebet laut werden zu lassen, schämen wir uns.

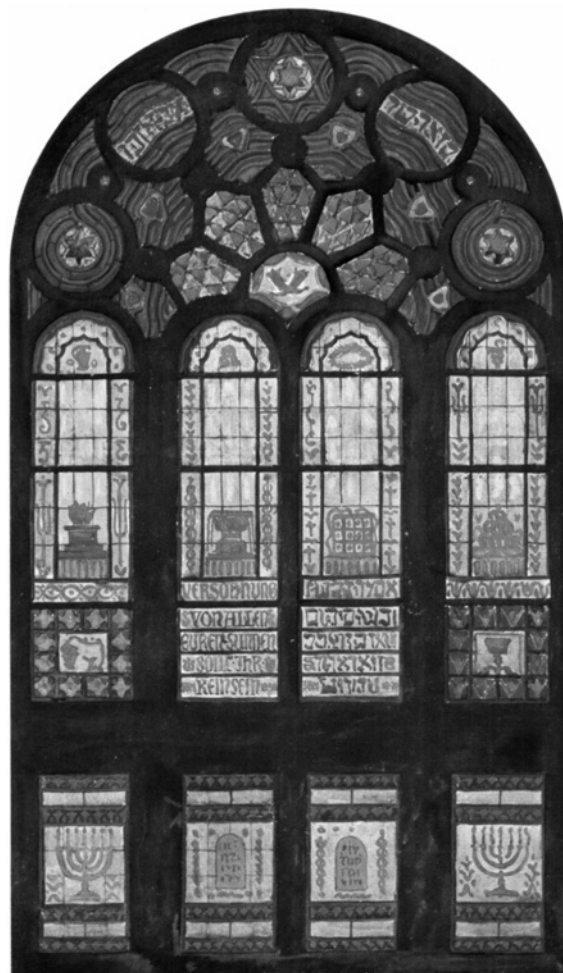
Kann vor Gott der Mensch gerecht sein? Vorm

Auge seines Schöpfers, kann der Mann rein sein? Übermut in seiner Brust, Unrecht in seinem Innern, von Sünden voll und viel Frevel. Verantwortung und Rechenschaft muß er dem König der Könige ablegen an seinem Ende, wenn die Ablösung kommt. Der Schuldschein ist gesiegelt von seiner eignen Hand, in sein Angesicht zeugt seine Sünde, es bezeugt's der hölzerne Balken und verkündet's, aus der Wand der Stein ruft es und schreit es aus. Es beugt sein Gesicht der Verklagte und ist beschämt, gleich nichts ist er geachtet, wenn er steht vor dir.

Ach, dem Werk deiner Hände sei gnädig! Das Gebrochene sieh an, bewahre vorm Fall. Deine Knechte mögen heut Gnade finden, laß sie gewinnen deine Nähe, hab Gefallen an ihnen wie vordem! Und wie Schnee bleiche die Sünden der Rose.

Zur Familie Samuel sowie Else Schubert-Christaller empfehlen wir Ihnen auch die Kalonymos-Hefte 2005/3, S. 11–12; 2013/2, S. 16; 2013/4, S. 1–3; 2017/2, S. 1–6 (online: www.steinheim-institut.de).

Aus: Der Gottesdienst der Synagoge. Sein Aufbau und sein Sinn. Mit ausgewählten Gebeten. Else Schubert-Christaller, 1927.



Fenster zum Versöhnungsfest, Neue Synagoge Essen, 1913 (Entwurf)

„Ueber den wissenschaftlichen Einfluss des Judenthums auf die nichtjüdische Welt“ (M. Joel)

Zu einem Forschungsprogramm des Breslauer Jüdisch-Theologischen Seminars*

Görge K. Hasselhoff

Das Breslauer Jüdisch-Theologische Seminar

Als das Breslauer Jüdisch-Theologische Seminar 1854 seinen Lehrbetrieb eröffnete, war es zwar nicht das allererste seiner Art, aber es war dasjenige, das unter den deutschsprachigen Einrichtungen seiner Art am längsten und erfolgreichsten in Betrieb war.

Vom Zeitpunkt der Gründung an umfasste es eine Rabbinerabteilung, die rund 250 ordinierte Rabbiner hervorbrachte (etwa ein Drittel aller zeitweise eingeschriebener Seminaristen). Von 1856 bis 1867 gab es zudem eine Lehrerabteilung, die wegen geänderter Rahmenbedingungen durch den preußischen Staat geschlossen werden musste. Daneben wurde bis 1887 ein Gymnasialunterricht angeboten, um die Absolventen, denen meistens die allgemeine Hochschulreife fehlte, zu jener zu führen. Dieser Unterricht umfasste in etwa die heutige gymnasiale Oberstufe (in der Diktion der Zeit: Secunda und Prima).

Das Curriculum für die Rabbinerausbildung sah laut Gründungstatut (§4) vor:

„Bibel in der Ursprache, biblische Exegese, hebräische und aramäische Sprache, Talmudstudien, Glaubens- und Pflichtenlehre, jüdische Literaturgeschichte, verbunden mit Geschichte der Juden, Pädagogik und Katechetik, Religionsphilosophie und Ethik nach jüdischen Quellen, Homiletik und Geist des mosaisch-talmudischen Kriminal- und Zivilrechts mit besonderer Hervorhebung des mosaisch-talmudischen Eherechts“ (Brann, 67).

In der später (erstmalig 1873) erlassenen Studienordnung wurde spezifiziert, dass auf sechs Jahre verteilt ca.

- 26 Stunden Bibel und Exegese
- 4 Stunden biblische Grammatik
- 108 Stunden Talmud
- 8 Stunden Geschichte
- 18 Stunden Religionsphilosophie
- 10 Stunden Homiletik
- 5 Stunden Pädagogik sowie
- 2 Stunden Kalenderkunde

belegt werden sollten, also das Schwergewicht (rund 60%) auf der talmudischen Ausbildung lag – bei einem Rabbinerseminar nicht weiter verwunderlich! Nimmt man noch die Bibelwissenschaft aus, verbleibt dennoch rund ein Viertel der Studienzeit – ohne dass hier noch der Gymnasialunterricht mit Mathematik und Fremdsprachen berücksichtigt wäre! – auf historischen, systematischen

und praktischen Fächern.

In einem auffälligen Gegensatz zu dem Curriculum stehen die Fachqualifikationen der ersten Generation der Lehrer des Seminars. Zu diesen Lehrern, die das Seminar in der Anfangszeit gewinnen konnte, gehörten einige der bekanntesten jüdischen Geisteswissenschaftler des 19. Jahrhunderts. Zum einen wäre hier der Seminardirektor und weithin anerkannte Rabbiner Zacharias Frankel (1801-1875) zu nennen, der bis 1867 Pentateuch und Talmud lehrte, danach nur noch Babylonischen Talmud und im Privatissimum den Jerusalemer Talmud. Zum anderen lehrte von Beginn an bis zu seinem Tod Heinrich Hirsch Graetz (1817-1891), der spätere Herausgeber der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums“ (ab Bd. 18, 1869) und Verfasser der bis heute immer noch lesenswerten „Geschichte der Juden“. Graetzens Hauptlehrgebiet war jedoch nicht, wie zu erwarten wäre, Geschichte, sondern durchgängig Bibelexegese und Talmud (und lediglich 1-stündig Geschichte). Das ist insofern bemerkenswert, als seine Rezeption und auch der Wirkbereich der meisten seiner Schüler in der Geschichte lag. Als dritter Dozent ist der Philologe Jacob Bernays (1824-1881) zu nennen, der 1866 als außerordentlicher Professor und Hauptbibliothekar an die Rheinische Friedrich Wilhelms-Universität zu Bonn berufen wurde (ein Schüler von Friedrich Ritschl). Er unterrichtete in erster Linie Gymnasialfächer, im Rabbinerstudium aber auch jüdische Religionsphilosophie (Yehuda ha-Levi, *Kusari*, Maimonides, *Führer der Unschlüssigen*, und allgemeine Religionsphilosophie) sowie Aristoteles!

Weitere Lehrer waren Isaak Holländer (Französisch und Deutsch von 1854-56), Benedikt Zuckermann (1854-1891 Mathematik, Naturwissenschaften und ab 1861 Kalenderkunde), ab 1864 Jacob Freudenthal (Religionsphilosophie, Hellenistika und Aristoteles) und ab 1866 David Rosin (Exegese, Talmud und Homiletik), sowie der zu Unrecht in den Schatten gerückte M. Joel, dem ich mich nun ausführlicher zuwenden will.

Manuel Joel

In einem posthum veröffentlichten Aufsatz bezeichnete der Hermann-Cohen-Forscher Dieter Adelman – meines Erachtens zu Recht – den Rabbiner M. Joel als „in der Mitte der Wissenschaft des Judentums“ stehend. Das ist einerseits wegen der Le-

bensdaten gerechtfertigt – Joel lebte von 1826 bis 1890 – und andererseits damit, dass er in die zweite, die „Sandwich“-Generation der Wissenschaft des Judentums nach Leopold Zunz und Michael Sachs gehörte und einer der Lehrer von Rabbiner Dr. Jacob Guttman und dem Marburger Philosophieprofessor Hermann Cohen, den Mitbegründern der späteren Buchreihe „Grundriss der Gesamtwissenschaft der Wissenschaft des Judentums“.

M. Joel war Sohn des Rabbiners Heimann (Chaim) Joel und Bruder der Rabbiner David und Hermann und Onkel des späteren Baseler Philosophen Karl Joel.

Nach einer rabbinischen Ausbildung bei seinem Vater studierte Joel ab 1848 in Berlin an der Friedrich-Wilhelms-Universität u.a. bei August Boeckh und Adolf Trendelenburg. Er wurde 1853 extern in Halle mit einer Abhandlung zu Aristoteles' Lehre vom Willen promoviert, und war ab 1855 bis zu seinem Tod wissenschaftspublizistisch tätig.

1854 wurde er zunächst als „Hülfsllehrer“ für die Gymnasialfächer angestellt. Ab 1856 betreute er die homiletische Ausbildung sowie die Religionsphilosophie. 1864 verließ er das Seminar und wurde als Nachfolger Abraham Geigers Rabbiner der Breslauer Synagogengemeinde. Er blieb dem Seminar jedoch eng verbunden – angesichts der räumlichen Nähe nicht weiter verwunderlich – und in den letzten Lebensjahren unterrichtete er auch wieder Religionsphilosophie.

M. Joel verfasste eine Reihe an Beiträgen sowohl zur Geistesgeschichte des Judentums als auch zu aktuellen Fragen. Andernorts habe ich diese Schriften in fünf Gruppen kategorisiert: Zum einen zum Judentum in der mischnischen Antike, zum anderen zum mittelalterlichen Judentum und seiner Philosophie (von Saadia Gaon bis Chaschai Crescas), zum dritten Predigten und Arbeiten zu Kult und Gottesdienst (einschließlich einer überarbeiteten Fassung von Geigers Gebetbuch für die Breslauer Gemeinde), zum vierten Beiträge zur neuzeitlichen Philosophie von Spinoza bis zur Kantinterpretation in der unmittelbaren Gegenwart, sowie zum fünften Beiträge zum Berliner Antisemitismusstreit.

Unter diesen Arbeiten findet sich auch ein gedruckter Vortrag von 1861, in dem Joel gleichsam ein Programm für die Forschungsarbeit am Jüdisch-Theologischen Seminar skizziert hat und den ich nun etwas ausführlicher vorstellen möchte. Unter

der Überschrift „Ueber den wissenschaftlichen Einfluss des Judenthums auf die nichtjüdische Welt“ wurde dieser Vortrag im darauffolgenden Jahr im „Jahrbuch für Israeliten“ gedruckt; gehalten wurde der Vortrag im Breslauer „Verein zur Verbreitung der Wissenschaft des Judenthums“. Eröffnet wird der Artikel mit der Aussage:

„Es geht der jüdischen *Wissenschaft* ähnlich wie der jüdischen *Religion*. Man erkennt sie an mehr *factisch*, als indem man es *ausdrücklich* sagt. Ich will sagen: Man *benützt* sie mehr, als man sie *lobt*.“ (Joel 3)

Anders als für die Wissenschaft sei das für die Religion ja bekannt, da man ja allgemein voraussetzen könne und wisse, „dass die Religionen der civilisirten Welt auf sie zurückgehen“ (ebd.). Daher stelle sich die Frage, inwiefern das Judentum „als *Religion* auf das *philosophische Denken*“ (ebd.) einen Einfluss ausgeübt habe und welchen Beitrag „jüdische Denker zu dem philosophischen Gemeingut der gebildeten Welt“ (ebd.) geleistet hätten. Hintergrund der Frage sei, dass gewöhnlich über „heidnische“, d.h. Platon und Aristoteles, und „christliche“ Philosophie, d.h. „die gesammte Kette von philosophischen Gedanken“ (ebd.) seit der Antike gesprochen werde. Es scheine jedoch so zu sein, dass die Philosophie „vaterlandslos und confessionslos“ (ebd., 4) sei, weswegen Philosophie zwar im Rahmen ihrer jeweiligen Zeit zu verstehen sei, wenn nun aber die Adjektive „heidnisch“ bzw. „christlich“ hinzugefügt würden, gehe „das Judentum dabei leer“ (ebd.) aus. Dennoch müsse man diese Zuschreibungen prüfen und es erfolge eine mehrseitige Charakterisierung der „griechischen“ Philosophie als Anfang des Materialismus und der Lehre vom Weltgeist. Auf die so beschriebene griechische Philosophie folge die Zeit des „*Philosophiren[s] auf Grundlage der Bibel*“ (ebd., 6), die ihrerseits zu differenzieren sei in „mohammedanisch“, christlich und jüdisch, wichtig sei aber: „sie alle drei umspannt dann die gemeinschaftliche Grundlage, die Lehre, die Gott dem Moses geoffenbart“ (ebd., 7) hat. Das gelte selbst für die Philosophie seit Descartes, die zwar immer in einem Gegensatz zur biblischen Offenbarung stehend angesehen werde, aber dieser habe „die Idee Gottes für *angeboren*“ (ebd.) erklärt und somit fehlten auch der modernen Philosophie die biblischen Grundlagen nicht – dieser Teil ist der schwächste des ganzen Joel'schen Vortrags.

Bis hierher habe er, Joel, nun „von dem Einfluss des Judenthums geredet“, aber nun müsse der Blick auf den „Einfluss der Juden, jüdischer Denker auf den philosophischen Besitz der civilisirten Welt“ gerichtet werden (ebd.). Hier nun ließe sich von Philo von Alexandrien oder Spinoza und Mendelssohn reden, aber er, Joel, wolle sich lieber dem Mittelalter zuwenden. (Nur am Rande sei bemerkt, dass über Philo und Mendelssohn später Vorträge folgen, über Spinoza zwei bis heute wichtige Monografien.) Im Vortrag von 1861 folgen Skizzen von Isaac Israeli, Shlomo Ibn Gabirol, Maimonides und Gersonides (Levi ben Gershom). So sei Ibn Gabirol mit der *Fons vitae* grundlegend für die christliche Scholastik; Maimonides sei in der christlichen Scholastik verwendet worden, dann aber auch bei Leibniz und Kant wiederzufinden:

„Aber sollte man es glauben, der Geist des Maimonides weht uns sogar noch in einigen Schriften desjenigen Mannes entgegen, der als Zertrümmerer aller früheren philosophischen Lehrgebäude auftrat, der neu und originell ist, wie Einer. Wir meinen Immanuel Kant.“ (ebd., 10)

Joel beendet seine Ausführungen mit der folgenden Wertung:

„Wir schliessen hier unsere Betrachtung, die den Zweck hatte, zu zeigen, dass Judentum und Juden zu keiner Zeit bloß müßige Empfänger fremder Culturen waren, sondern dass ihnen die Wissenschaft als redlichen Mitarbeitern zu ernstlichem Danke verpflichtet ist.“ (ebd., 11)

Diese hier grob skizzierten Überlegungen hat Joel selbst, wie oben angedeutet, in den Folgejahren in diversen Publikationen vertieft, wenngleich die Vollendung in einer zusammenfassenden Monografie ausblieb. Es ließen sich eine Reihe kritischer Fragen an die Richtigkeit der Joel'schen Skizze und auch an seine hier referierten Ausführungen richten, aber das liefe Gefahr, den für mich hier wichtigen Aspekt aus dem Blick zu verlieren: Auch wenn an keiner Stelle gesagt ist, dass hier ein bestimmtes Programm verfolgt werde, so scheint ein solches vorzuliegen. Dieses Programm lässt sich schlicht in dem Satz zusammenfassen: Die Wissenschaft habe den Einfluss von Judentum und Juden auf das Christentum – mit der Chiffre „civilisirte Welt“ umschrieben – offen zu legen. Das Verfolgen dieses Programms wird dann wiederum zu einem wesentlichen Element bei der Selbstkonstituierung der jüdischen Gemeinschaft in der modernen Welt

des 19. Jahrhunderts.

Dieses Programm nun ist – und das macht den Vortrag so interessant – nicht beschränkt allein auf den Rabbiner und Seminardozenten M. Joel.

Mehrgliedriger Ausblick

Zum einen: In seinem „Organisationsplan“ für das zu gründende Seminar in Breslau hat der spätere Seminardirektor Zacharias Frankel Begriffsbestimmungen vorgenommen, die im Lichte des präsentierten Vortrags von M. Joel bemerkenswert erscheinen: Frankel setzte an den Anfang seiner Überlegungen die Definition: Ein „Rabbiner ist der Volkslehrer.“ (Frankel, 69) Als solcher ist er „Gelehrter“: „Der Rabbiner soll gelehrt sein, soll in sich das Wissen des Judentums aufgenommen haben, in Kraft der Glaubenswissenschaft und Belehrung, nicht in Kraft der Ordination und Wahl die Gemeinde vertreten“ (ebd., 71), d.h. für das Amt des Rabbiners ist die wissenschaftliche Gelehrsamkeit höher zu verorten als die religiöse Praxis, die ihren Ausdruck in der Smicha findet. Der Grund liegt darin, dass „im Judentum nur die Wissenschaft die Weihe gibt und Aeusserliches nicht zur Grundbedingung gemacht“ (ebd.) werde.

Übertragen wir diese Überlegung zu dieser Aufgabe des Rabbiners mit Joels „Programm“, so bedeutet das, dass zur Gelehrsamkeit eines in Breslau ausgebildeten Rabbiners auch zu wissen gehörte, was die christliche Welt vom Judentum gelernt hatte, auch wenn diese Grundlagen verschwiegen wurden und bis heute verschwiegen werden.

Zum anderen: M. Joels Vortrag „Ueber den wissenschaftlichen Einfluss des Judenthums auf die nichtjüdische Welt“ wurde im Jahr 1861 gehalten, das war ein Jahr, bevor die ersten Absolventen des Seminars Moshe (Moritz) Güdemann, der spätere Rabbiner von Wien, Joseph Perles, der spätere Rabbiner von München, und Moshe (Moritz) Rahmer, der spätere Rabbiner von Magdeburg, das Seminar verließen. Alle diese Rabbiner erfüllten in besonderer Weise das Ideal eines Gelehrten Frankel'schen Ideals: Sie waren promoviert und wirkten sowohl als Rabbiner als auch mit wegweisenden Arbeiten in der Wissenschaft. Erinnerung sei nur an Moritz Güdemanns mehrbändige Geschichte des Erziehungswesens, an Joseph Perles' Studien zur mittelalterlichen Exegese und Philosophie und Moritz Rahmers Herausgeberschaft des „jüdischen Literaturblatts“. Alle drei verfassten daneben auch wichtige

Schriften zu christlichen-jüdischen Beziehungen im Altertum (Rahmer zu Hieronymus), zum Mittelalter (Perles zur Maimonidesrezeption) und zu den Wechselwirkungen beispielsweise im Blick auf das Erziehungswesen (Güdemann).

Doch damit nicht genug: Wirft man einen nur flüchtigen Blick in das „Verzeichnis der Hörer des Seminars und ihrer Schriften“ in M. [Marcus] Branns *Geschichte des Jüdisch-Theologischen Seminars (Fraenckel'sche Stiftung) in Breslau* von 1904, so findet man dort nicht nur die Namen von 406 Absolventen bzw. noch eingeschriebenen Seminaristen, sondern auch, soweit bekannt, ihre Publikationen. Bemerkenswert ist sowohl die Vielzahl an „schreibenden“ Absolventen der Rabbinerabteilung (mit 229 weit mehr als die Hälfte!) als auch die Themen ihrer Publikationen. Viele Arbeiten beschäftigen sich mit Themen der Talmud- und Bibel-exegese oder sind lokale und regionale historische Arbeiten zur Geschichte der Juden, die ich hier übergehe. Für die Fragestellung dieses Artikels ist dagegen hervorzuheben, dass sich bei rund 30 dieser Schreiber auch Arbeiten entweder zum nicht-rabbinischen antiken Judentum oder zu nicht-jüdischen Philosophen (vornehmlich Plato, Aristoteles oder Kant) oder aber dezidiert zu christlichen Autoren in ihrem Verhältnis zum Judentum finden. Zu letzteren Arbeiten gehören neben den intensiver erforschten Publikationen zur Auseinandersetzung mit Harnacks *Wesen des Christentums* (z.B. Leo Baeck und Felix Perles) einerseits Aufsätze bzw. Monografien zu Johann Wolfgang von Goethe (Pincus Bernhard Ziemlich), Friedrich Hebbel (von Adolf Biach), Alexander von Humboldt (Adolph Kohut) oder Franz Liszt (Isaac Blumenstein), andererseits Studien zu Gregor bar Hebraeus (13. Jh.) (Lucian Uhry, Joseph Zolinski), zu Kirchenvätern und dem Judentum sowie zu Autoren der Scholastik in ihrem Verhältnis zum Judentum. Aus letzterem Bereich nenne ich nur Jacob Guttmanns Ausformulierung des Joel'schen „Programms“ im Blick auf die Rezeption Ibn Gabirols und Maimonides' in der christlichen Literatur seit Albertus Magnus, sowie die recht bekannten Hieronymus-Studien von Moritz Rahmer. Noch zu entdeckende Schätze liegen vor mit Moriz Grünwalds beiden Aufsatzreihen: „Die Kirchenväter in ihrem Verhältniß zur talmudisch-midrasschischen Litteratur“ (1890) und „Ueber den Einfluss der Psalmen auf die Entstehung der katholischen Liturgie mit steter Rück-

sichtnahme auf die talmudisch-midrasschische Literatur“ (1890-93) oder Hermann Vogelsteins separat gedrucktem Vortrag „Die Anfänge des Talmuds und die Entstehung des Christentums“ von 1902, der eine wütende Gegenschrift durch Karl Kunert, seinerseits Missionar und späterer Hilfsprediger am Königsberger Dom, erfuhr.

Diese Beispiele mögen als Illustration dafür genügen, dass Joels Vortrag einen Widerhall unter den Breslauer Seminaristen gefunden hatte.

Genügt das aber, um von einem „Forschungsprogramm“, wie ich es im Titel dieses Vortrags formuliert habe, zu sprechen?

Die Frage ließe sich mit einem „Ja“ beantworten: Es gibt eine Reihe von Studien der Schüler und auch der Lehrer des Seminars (z.B. Heinrich Hirsch Graetz), die explizit der Frage nach dem Einfluss des Judentums auf das Christentum (sowie darüber hinaus der antiken „heidnischen“ Philosophie auf das Judentum) nachgehen. Aber: Es gibt keine Versuche einer systematischen Darstellung wie 150 Jahre später z.B. bei Daniel Boyarin oder Israel Yuval. Allenfalls bei Jacob Guttmann und evtl. Graetz lassen sich vergleichbare Ansätze finden. Dagegen gibt es punktuelle Bohrungen (einige habe ich genannt). Die Frage nach dem „Forschungsprogramm“ ließe sich daher auch mit „Nein“ beantworten.

Evtl. ließe sich jedoch versöhnend sagen: Solange die von Joel skizzierte und von einigen seiner Schüler aufgegriffene apologetische Tendenz hinsichtlich einer jüdischen Selbstvergewisserung nötig war, wurde sie verfolgt. Aus dieser Apologie heraus konstituierte sich dann ein Judentum, das auch aus der Wahrnehmung des anderen die eigene Bedeutung in der Welt ableitete und sich damit seiner selbst bewusst wurde. (Es ließe sich auch sagen: Die eigene Identität wurde mit der Begegnung mit dem Christentum stärker profiliert.) Ansonsten war und ist die Frage nach der jüdischen Wirkungsgeschichte im Christentum, aber auch im Islam – wie es bereits Abraham Geiger in seiner Dissertation zu Mohammed gezeigt hatte – eher ein Forschungsdesiderat, dem viele, z.T. bis heute bedeutende Pionier- und Vorarbeiten gewidmet wurden. Abgeschlossen ist die Arbeit noch lange nicht; sie sind auch ein Thema für Studien im Bereich des Zusammenhangs von Religion und Kultur im 21. Jahrhundert.

Anmerkung

Ideen zu diesem Artikel habe ich am 13. Dezember 2018 in Salzburg und am 6. Februar 2019 in Berlin vorgestellt. Ich danke Susanne Plietzsch (Salzburg) und Christoph Marksches (Berlin) für die jeweiligen Einladungen. – Eine Fassung mit vollständigen Nachweisen soll im neu begründeten *Journal of Judaic Studies* (JJudS), Tartu, Estland, erscheinen.

Literatur

Adelmann, Dieter, „Reinige dein Denken“. Über den jüdischen Hintergrund der Philosophie von Hermann Cohen. Aus dem Nachlass herausgegeben, ergänzt und mit einem einleitenden Vorwort versehen von G. K. Hasselhoff, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2010.

Brann, M., Geschichte des Jüdisch-theologischen Seminars (Fraenckel'sche Stiftung) in Breslau. FS zum fünfzigjährigen Jubiläum der Anstalt, Breslau: Th. Schatzky, 1904.

Frankel, Z., „Beilage E. Ueber Lehrer- und Rabbinerseminar“, in: Das jüdisch-theologische Seminar Fränckelsche Stiftung zu Breslau. Am Tage seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens am 10. Au-

gust 1879, hrsg. im Auftrage des Curatoriums ..., Breslau: Grass, Barth & Comp., 1879, 69-75.

Hasselhoff, Görg K., Philosophie und Rabbinate: Manuel Joel, in: ders. und Michael Meyer-Blanck (Hg.), Religion und Rationalität, Würzburg: Ergon-Verlag, 2008, 285-313.

Joel, M., „Ueber den wissenschaftlichen Einfluss des Judenthums auf die nichtjüdische Welt“, in: Jahrbuch für Israeliten 20 (1862), 7-19, zit. n. M. Joel, Beiträge zur Geschichte der Philosophie, Bd. II, Breslau: Skutsch, 1876, Anhang, 3-11.

Kisch, Guido (Hg.), Das Breslauer Seminar. Jüdisch-Theologisches Seminar (Fraenckelscher Stiftung) in Breslau 1854-1938, Tübingen: Mohr, 1963.

Dr. Görg K. Hasselhoff ist Privatdozent für Evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Kirchen- und Theologiegeschichte, TU Dortmund. Er forscht zu mittelalterlichen lateinischen Übersetzungen jüdischer Schriften und ist Vorstandsmitglied des Steinheim-Instituts.

Die Tränen Nietzsches oder die Entdeckung der Psychoanalyse

Zum 80. Todestag von Sigmund Freud

Annette Sommer

Acht Jahre ist es her, dass wir in Kalonymos auf die geplante Gesamtausgabe der Brautbriefe von Sigmund Freud und seiner Verlobten Martha Bernays aufmerksam machten, deren erster Band gerade erschienen war. Freud und Bernays hatten sich im Frühsommer 1882 kennengelernt und bald darauf verlobt. Da den beiden von der Schwiegermutter eine vierjährige Trennung auferlegt worden war, schrieb sich das Paar täglich – Martha aus Wandsbek, Sigmund aus Wien.

Die im ersten Band gesammelte Korrespondenz nimmt u.a. auch auf das Bezug, was der folgende Beitrag beleuchtet: Die Ereignisse um die beruflichen Anfänge Freuds im Wien der letzten Monate des Jahres 1882.

Ein beeindruckendes Bild jener Zeit zeichnet der bereits 1992 in den USA erschienene Roman „Und Nietzsche weinte“ von Irvin D. Yalom. Das Buch, das über die Geburtsstunde von Psychotherapie und Psychoanalyse berichtet, erzielte einen überwältigenden Erfolg, so dass es schon bald in andere Sprachen übersetzt wurde.

Der US-amerikanische Autor Irvin D. Yalom, 1931 als Sohn russisch-jüdischer Einwanderer geboren, ist selbst ein namhafter, in der Tradition Freuds stehender Psychoanalytiker und Psychotherapeut. Er lehrte als Professor an der Universität Stanford und machte sich auch als Buchautor einen Namen. 2009 wurde ihm als bedeutendstem lebenden Vertreter der „existentiellen Psychotherapie“

der *Internationale Sigmund-Freud-Preis* verliehen. Es ist Yaloms besonderes Verdienst, dass er die immer wieder kritisierte Psychoanalyse „humanistisch“ weiterentwickelt hat, so dass sie noch heute als wirksame Methode gilt, menschliches Leid in seinen Tiefen zu ergründen.

Ich möchte den 80sten Todestag Freuds zum Anlass nehmen, Yaloms Roman „Und Nietzsche weinte“ erneut ins Gedächtnis zu rufen. Denn das Buch berichtet nicht nur über die Entdeckung der Psychotherapie, sondern der Autor bringt zugleich seine eigenen, die Methoden Freuds erneuernden und bis heute revolutionären Gedanken in das Romangeschehen mit ein. So betrachtet Yalom das Verhältnis zwischen Therapeut und Klient als ein freundschaftliches, das von Offenheit und Gleichheit geprägt und um Lösung der Probleme *beider* Beteiligten bemüht ist. Darüber hinaus gewinnen die im Roman behandelten Inhalte der Gesprächs-therapie durch die vom Autor bewusst einbezogenen *philosophischen* Gedanken eine stark ganzheitlich ausgerichtete und fachübergreifende Weite.

In diesem historisch gut recherchierten literarischen Werk, das von der *New York Times* als „größtartigste und einflussreichste Belletristik“ gefeiert wurde, „verwebt“ der Autor Fiktion und Wirklichkeit zu einem „dichten Netz“, „und bald“, so heißt es, „beginnen die großen Köpfe aus den Pioniertagen der Psychotherapie lebendig zu werden und zu uns zu sprechen.“

Geschichtliche Hintergründe des Romans

Wer aber verbirgt sich hinter jenen Köpfen? Nicht nur der damals gerade erst 26 Jahre alte und frisch promovierte Doktor der Medizin, Sigmund Freud, sondern auch dessen väterlicher Freund und Kollege, der 1842 in Wien geborene jüdische Arzt Dr. Josef Breuer, in dessen Haus Freud ein gerngesehener Gast war. Breuer, „bedeutender Erforscher der Physiologie der Atmung und des Gleichgewichtsinns“, galt darüber hinaus als „brillanter Diagnostiker“ und blieb als „Hausarzt einer ganzen Generation von überragenden Persönlichkeiten des Wiener Fin de siècle“ im Gedächtnis.

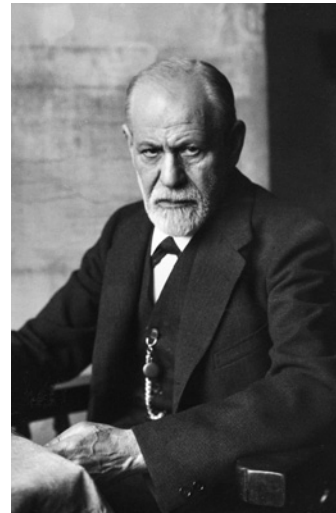
Zu jenen Persönlichkeiten gehörte auch die aus einer reichen jüdischen Familie Wiens stammende Bertha Pappenheim (1859-1936), die von November 1880 bis Juli 1882 bei Breuer in Behandlung war. Er war es auch, der ihr das Pseudonym Anna O. gab. Bertha Pappenheim, Freundin von Freuds

Verlobter Martha Bernays, war eine außergewöhnliche Frau, die sich später als Sozialarbeiterin und Feministin einen Namen machte. Erst durch die 1953 publizierte Freud-Biographie von Ernest Jones wurde bekannt, dass sie Anna O. war. 1895 erschien der Bericht über den Behandlungsverlauf der Anna O. in Freuds und Breuers gemeinsam veröffentlichten „Studien über Hysterie“, „dem Werk, welches die psychoanalytische Revolution einläutete.“

Dass die weit verbreitete Geschichte von Breuers leidenschaftlicher Liebe zu seiner Patientin Bertha Pappenheim wahr ist und die Behandlung von tiefen, gegenseitigen Gefühlen begleitet war, ist anzunehmen. Jahre später sprach Freud mit seinem Biographen über die „Verstrickungen“ Breuers mit seiner Patientin. Aus Sorge, dass ihm ähnliches widerfahren könnte, lehnte er die Therapieform der Hypnose, in der man die Ursache derartiger Probleme zu erkennen meinte, schon früh ab.

Die Scheinschwangerschaft der Anna O. und Breuers plötzlichen Abbruch der Behandlung aber bewertet man heute als „psychoanalytische Legende“, obwohl Freud den Vorfall noch 1932 in einem Brief an den Schriftsteller Stephan Zweig bestätigte. Bei allen offenen Fragen: Nicht zu bestreiten ist der einzigartige Beitrag, den Josef Breuer zur Entwicklung der Psychotherapie geleistet hat, obwohl er sich ihr nur kurze Zeit zuwandte.

Genau auf diese Phase aber richtet der Roman den Fokus. Im Zentrum steht die Therapie des Philosophen Friedrich Nietzsche durch Josef Breuer. Hier aber bedient sich der Autor insofern der Fiktion, als beide sich nie begegnet sind. Desgleichen hat auch das im Roman beschriebene Treffen zwischen Breuer und Lou Salomé nie stattgefunden. Wahr ist jedoch, dass Nietzsche die junge Russin und spätere Schriftstellerin Salomé im Frühjahr 1882 durch den jüdischen Philosophen Paul Rée kennenlernte. Dabei kam es zu einer intensiven Beziehung zwischen beiden, die aber vonseiten Salomés schon bald wieder beendet wurde. Nach Stephan Zweigs Nietzsche-Portrait war dieser zeit lebens gesundheitlich schwer angeschlagen und hatte bei vielen namhaften Ärzten Rat gesucht. So hält Yalom es für möglich, dass ihm auch Breuer empfohlen wurde. Ganz und gar untypisch aber sei, so der Autor, dass sich Lou Salomé „voller Sorge bei Breuer für Nietzsche verwendet“ haben sollte, wie es die ersten Seiten des Romans schildern.



Sigmund Freud, 1926
Foto: Wikimedia Commons
(public domain)

Denn es ist bekannt, dass Salomé, die später im Rahmen ihrer analytischen Tätigkeit auch eine Vertraute Freuds wurde und u.a. mit Rilke liiert war, nicht wenige ihrer Beziehungen ohne größere Skrupel beendete.

Die Geburtsstunde von Psychotherapie und Psychoanalyse

Sigmund Freud gilt als Vater der Psychoanalyse. 1856 wurde er als Sigismund Schlomo Freud, Sohn galizischer Eltern jüdischer Abstammung, in Freiberg (Mähren) geboren. Obwohl religionskritisch eingestellt, bekannte er sich zeitlebens zu seinem Judentum. Freud studierte in Wien Medizin und wurde dort 1881 promoviert. 1882 trat er eine Stelle am Wiener Allgemeinen Krankenhaus an, wo er in einem Labor für Gehirnanatomie tätig war. Während dieser Zeit lernt er Josef Breuer kennen. Zwischen dem erfahrenen Internisten und seinem jungen Kollegen entwickelt sich eine tiefe Freundschaft – auch mit regem *fachlichem* Austausch.

Während man zu jener Zeit psychisch belastete Menschen noch kurzerhand als „verrückt“ abtat, zeigten Breuer und Freud eine hohe Sensibilität gegenüber derartigen Leiden. So litt auch Bertha Pappenheim unter schweren hysterischen Anfällen, die sich in allerlei körperlichen Symptomen äußerten. Breuer behandelte sie zunächst noch mithilfe der Hypnose, bei der man den Patienten in einen tran- cähnlichen Zustand versetzte. Doch lehrte ihn die Erfahrung, dass diese Methode zwar kurzfristig Erleichterung verschaffte, die Symptome sich da- durch aber nicht dauerhaft beseitigen ließen. Eines Tages macht Breuer im Rahmen einer regulären Therapiestunde eine erstaunliche Entdeckung, über die er im Roman seinem jungen Kollegen berichtet: „... dank Berthas – einer geistig ungemein vitalen Frau – stieß ich auf ein vollkommen neues Behand- lungsprinzip. Während der ersten Wochen besuchte ich sie täglich, fand sie aber ... in derartiger Aufre- gung, dass kein Vorankommen war. Dann entdeck- ten wir jedoch, dass sie ihre Affekte abreagieren konnte, wenn sie mir in aller Ausführlichkeit jedes einzelne Ärgernis des betreffenden Tages schilderte. ... Der Vorgang war langwierig. Oft war des Mor- gens eine Stunde dieses 'chimney-sweeping', wie sie es nannte, vonnöten, damit sie sich von Träumen und unangenehmen Phantasien befreien konnte... Nur wenn wir den Unrat des Tages restlos „ausge- fegt“ hatten, konnten wir uns ihren schwerwiegen- deren Symptomen zuwenden. Und an diesem Punkt,

Sigmund, machten wir eine erstaunliche Entde- ckung ... wir bemerkten, dass jedes Symptom, zu dessen auslösender Ursache Bertha zurückkehrte und dessen veranlassenden Vorgang sie mir in Form dieser 'Redekur' akribisch schilderte, von selbst ver- schwand, ohne daß die mindeste hypnotische Sugge- stion erforderlich gewesen wäre! ... Bald schon nah- men wir uns des nächsten Symptoms in der gleichen systematischen Weise an. Mehrere ... wurzelten im psychischen Trauma des Todes ihres Vaters, zu dem sie eine ungewöhnlich starke Bindung hatte. Nach- dem sie alle Einzelheiten und Affekte dieses Erleb- nisses beschrieben hatte ... lösten sich auch diese Symptome auf.“ (S. 66-68)

Freud, zutiefst beeindruckt von dem Bericht des Kollegen, bezeichnet Breuers Entdeckung im Ro- man als „bahnbrechend“ und „wegweisend“. Die „Geburtsstunde einer gänzlich neuen Heilmetho- de“. Er entwickelt später die Ansätze Breuers wei- ter, so etwa durch Einbeziehung von *Träumen*, die seiner Erkenntnis nach Ausdruck von Wünschen und Ängsten seien. Ebenso gehört die Entdeckung des *Unbewussten*, das, so Freud, für die meisten menschlichen Handlungen verantwortlich sei, in diesen Zusammenhang: *Es musste ein Reservoir komplexer Gedanken im Gehirn geben, außerhalb des Bewusstseins, doch immer in Rufnähe, jederzeit bereit zur Musterung und zum Aufmarsch auf die Bühne des bewussten Denkens.* (S. 112)

Auch in der im Roman beschriebenen fiktiven Behandlung Nietzsches durch Breuer, wendet die- ser die neue 'Redekur' an, die dann, im Sinne des Autors und seines ganz eigenen Ansatzes, zu einer *gegenseitigen* Therapie wird und zur Heilung bei- der führt. Ausdruck der inneren Befreiung Nietz- sches: seine Tränen.

Bei der Entdeckung der neuen Heilmethode war es der junge Freud, der, so Breuer, „hervorra- gende Denkanstöße“ gab. „*Darin sind sie ein wahr- rer Meister, Sigmund*“, lässt Yalom Breuer ausrufen. Am Ende des Romans entlässt er den Freund mit ei- nem Auftrag: „*Jedem, der Sie besser kennt, ist klar, dass Sie außerordentlich begabt sind. Sie tragen schwere Verantwortung; je reicher die Saat, je un- verzeihlicher das Versäumnis, sie nicht aufgehen zu lassen.*“ (S. 396)

Antisemitismus

Wie in den Brautbriefen ist auch in Yaloms Roman der immer bedrohlicher um sich greifende Antise-

mitismus jener Jahre ein stets präsent Thema. Der Austausch mit Nietzsche ruft bei Breuer Erinnerungen wach: „Alle Knaben, mit denen ich aufwuchs, atmeten die gleichen Ziele ein. Alle wollten wir dem jüdischen Ghetto entwachsen, es zu Erfolg, Reichtum und Ansehen bringen – die Ziele waren einfach da und bildeten das Saatgut meiner Zeit, meines Volkes, meiner Familie.“ (S. 274) Die Verwirklichung jener Ziele aber verhinderte der Antisemitismus: Obwohl Breuer für die akademische Laufbahn prädestiniert war, musste er die Erfahrung machen, dass man statt seiner einen Nichtjuden berief.

Ende 1882 kommt es in Wien zu besorgniserregenden antisemitischen Zwischenfällen, die Yalom im Roman aufgreift: Am Morgen hatte Breuer in der „Neuen Freien Presse“ einen Bericht über die Hetze einiger Burschenschaften an der Universität gelesen, deren Mitglieder in die Vorlesungssäle eingedrungen waren, 'Hinaus mit den Juden' skandiert, alle Juden mit Gewalt vertrieben und solche Kommilitonen hinausgezerrt hatten, welche sich zur Wehr setzten. (S. 39)

Diese Nachrichten verfolgten Breuer auch nachts und raubten ihm den Schlaf. Er sorgte sich wegen des erstarkenden Antisemitismus, welcher ihm die Universitätslaufbahn versperrt hatte, [wegen] Schönerers neuer Partei, des Deutschnationalen Vereins, [wegen] der antisemitischen Hetzreden des Österreichischen Reformvereins, welche die Handwerksbetriebe aufstacheln sollten, gegen Juden loszugehen ... In dieser Woche hatte Schönerer die Wiedereinführung alter gesetzlicher Restriktionen für die jüdische Gemeinde gefordert und vereinzelt Kravalle in der Stadt angezettelt. Es würde noch ärger kommen, das wusste Breuer. Die Universität war bereits affiziert. Burschenschaften hatten kürzlich beschlossen, daß Juden, da 'ehrlos geboren', bei Beleidigungen kein Recht auf Satisfaktion durch Duelle haben sollten. Verunglimpfungen von jüdischen Ärzten waren ihm noch nicht zu Ohren gekommen, doch auch hiermit war zu rechnen. (S. 111)

Breuer und Freud waren auch insofern gefährdet, als sie sich als Mediziner dem damals noch als 'suspekt' geltenden Bereich seelischer Leiden zuwandten. Die von Yalom fiktiv eingeführte Figur des Schwagers Max, von Beruf Urologe, trifft einen Kern des Problems, wenn er Breuer warnt: „Du hast doch nicht die beste Ausbildung in Wien genossen, um dich mit Irren abzuplagen ... Du bist als

Diagnostiker in ganz Wien unerreicht ... Alle Welt kennt deine Forschungsarbeiten! Glaube mir, eines Tages werden sie dich noch in die Akademie der Wissenschaften aufnehmen. Wärest du nicht Jude, du hättest inzwischen einen Lehrstuhl, alle Welt weiß das. Wenn Du aber weiterhin diese Verrückten behandelst, weißt du, was dann aus deinem Ruf wird? Die Antisemiten werden sagen: „Deshalb! Deshalb ist er nicht Professor der Medizin geworden! Der Mann ist unzuverlässig.“ (S. 172f)

Auch in Gesprächen zwischen Breuer und Freud ist der Antisemitismus Thema. Vorsichtig versucht der Ältere dem Jüngeren zu verstehen zu geben, dass ihm die Hochschullaufbahn versperrt bleiben wird. „Haben Sie heute morgen den Bericht in der „Neuen Freien Presse“ gelesen über die Burschenschaften, welche Vorlesungen sprengen und Juden aus den Sälen zerren? Sie drohen damit, sämtliche von jüdischen Professoren gehaltene Kollegien zu stören. Oder die gestrige Ausgabe: den Beitrag über den Prozeß gegen einen Juden in Galizien, dem vorgeworfen wird, einen Ritualmord an einem Christenkinde begangen zu haben? Sie behaupten allen Ernstes, er hätte für die Zubereitung von Mazzen Christenblut benötigt! Da schreiben wir das Jahr 1882 und es nimmt kein Ende! Wir haben es mit Höhlenmenschen zu tun, mit Wilden, umhüllt von einer hauchdünnen Haut Christentum. Deshalb gibt es für Sie keine akademische Zukunft!“ Und mit Verweis auf einen früheren Lehrer Freuds fährt er fort: „Brücke persönlich weist zwar jeden Verdacht auf derlei Vorurteile weit von sich, doch wer weiß, was er wirklich denkt. Mir hat er immerhin unter vier Augen gesagt, dass letztlich der Antisemitismus Sie Ihr akademisches Fortkommen kosten würde.“ (S. 54) Freud, für den als Wissenschaftler eigene Forschung unverzichtbar ist, tut sich mit derlei düsteren Aussichten schwer. Blicken wir darum über die im Roman beschriebene Zeitspanne hinaus auf die weiteren Stationen seines Lebens, inwieweit es ihm gelungen ist, sich seine privaten und beruflichen Träume in schwieriger Zeit zu erfüllen.

Aufstieg und Ende

Ungeachtet der erschwerten Bedingungen für jüdische Wissenschaftler, habilitiert Freud sich 1885 und wird Privatdozent für Neuropathologie an der Universität Wien. 1886 kann er endlich, nach vierjähriger Trennung, seine Braut Martha Bernays aus Wandsbek heiraten. Dem Paar werden sechs Kinder

geboren. Ebenfalls 1886 lässt sich Freud als Arzt nieder und praktiziert fortan 47 Jahre in der berühmten Wiener Berggasse 19. 1902 wird er zum außerordentlichen Titular-Professor und 1920 – da ist er bereits 64 Jahre alt – zum ordentlichen Professor ernannt.

Nachdenklich stimmt, dass sich Freud mit Beginn des Ersten Weltkriegs von der allgemeinen Kriegsbegeisterung mitreißen lässt, die sich jedoch bald in Resignation verkehrt. Nachdem die Nationalsozialisten in Deutschland an die Macht gekommen waren und auch Freuds Werke der Bücherverbrennung zum Opfer fielen, sieht er selbst jetzt die Gefahr nicht. Um seiner Arbeit weiterhin möglichst ungestört nachgehen zu können, lässt er sich sogar auf mancherlei Kompromisse mit den Nationalsozialisten ein. Erst nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Österreich erkennt Freud die Notwen-

digkeit, sein Land zu verlassen. So emigriert er mit seiner Familie nach Großbritannien. Vier seiner fünf Schwestern, die in Wien zurückgeblieben waren, wurden von den Nationalsozialisten ermordet.

Schon lange zuvor war Freud, leidenschaftlicher Zigarrenraucher, an Gaumenkrebs erkrankt und musste zahlreiche Operationen über sich ergehen lassen. Nur ein gutes Jahr nach seiner Auswanderung ließ er durch seinen Hausarzt seinem Leben ein Ende setzen. Sigmund Freud starb mit 83 Jahren im Londoner Exil. Am 23. September jährte sich sein Todestag zum 80sten Mal. Nur wenige Tage zuvor, am 1. September 1939, hatte mit dem Überfall Deutschlands auf Polen der Zweite Weltkrieg begonnen, der noch weit größeres, unbeschreibliches Leid über die Juden ganz Europas brachte und fast 60 Millionen Menschen das Leben kostete.

Buchgestöber

Daniel Hoffmann: Religiöse Turbulenzen. Essays zur literarischen Darstellung des Religiösen im 20. Jahrhundert, Königshausen&Neumann, Würzburg 2019, 191 S. 28 Euro. ISBN 978-3-8260-6812-6

Kritik an der „säkularen Moderne“ aufzuzeigen ist das Anliegen der acht hier versammelten Essays des Düsseldorfer Germanisten. Doch diese Kritik kommt nicht, wie man erwarten würde, von theologischer Seite, sondern Dichter waren und sind es, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts immer wieder religiöse Themen aufgegriffen und für sie einen eigenen „poetischen Raum“ geschaffen haben. Wenn sie bei den etablierten Religionen zum Teil auch „Turbulenzen“ auslösten und auf „säkulare Zeitgenossen“ nicht selten verstörend wirkten, so ist ihrem kreativen Schaffen doch große Faszination zu eigen. Denn die poetischen Gegenbilder, die diese Dichter und Denker entwickelten und entwickeln, geben den traditionellen theologischen Lehren eine oft ganz eigene und zum Teil überraschende Bedeutung. Als bekannteste geistlich-poetische Väter und Inspiratoren jenes „neuen Klerus in der Gesellschaft“ gelten Hoffmann Martin Buber und Paul Claudel. Als besonders bedeutsam aber erscheinen uns die Seiten zu Efraim Frisch (1873 -1942 Ascona), Essayist und überdies brillanter Übersetzer aus dem Jiddischen, und zu R. Joseph Carlebach. Auch Tabori, Mombert und der wohl völlig vergessene Dichter Simon Kronberg werden auf „religiöse Turbulenzen“ geprüft und befragt. Lebendig geschrieben, gut lesbar.

Jürgen Heyde: „Das neue Ghetto“? Raum, Wissen und jüdische Identität im langen 19. Jahrhundert, Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden. Bd. 52, Wallstein Verlag, Göttingen 2019, 248 S. 29 Euro. ISBN 978-3-8353-3519-6

Heyde (Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa in Leipzig) geht dem Begriff „Ghetto“ nach und untersucht, wie er im 19. und frühen 20. Jahrhundert von Italien nach Mitteleuropa wanderte. So meint „Ghetto“ ursprünglich den „Wohnbezirk“, den der Senat von Venedig Anfang des 16. Jahrhunderts für die jüdische Bevölkerung Venedigs festlegte. Im Zweiten Weltkrieg richteten die deutschen Besatzer vor allem in Städten Osteuropas zahlreiche Ghettos ein, in die sie Juden hineinzwangen, die dort unter schlimmsten Bedingungen ihr Leben zu fristen hatten. Während es sich bei den frühen „Ghetti“ von Venedig, Florenz und anderen Städten durch die Jahrhunderte um blühende Zentren jüdischen Lebens handelte, waren die Ghettos der deutschen Besatzer von Anfang an als Vorstufe der Vernichtung gedacht. Zumeist wurden sie nach wenigen Jahren aufgelöst und ihre Insassen ermordet. Diesen Erfahrungen ist es geschuldet, dass der Begriff „Ghetto“ heute fast ausschließlich negativ besetzt ist und mit Ungleichheit, Ausgrenzung und sozialem Elend in Verbindung gebracht wird. Die Untersuchung analysiert die Verwendung des Wortes „Ghetto“, indem sie den distanzierten Blick „von außen“ durch eine vorwiegend „von innen“, d.h. durch jüdische Akteure geprägte Perspektive ersetzt,

um so zur authentischen Bedeutung des Begriffs „Ghetto“, der zentral für die Suche nach jüdischer Identität wurde, zu gelangen. Andererseits auch ein wichtiger Beitrag zur wenig bekannten antisemitischen Nutzung von „Ghetto“, mit einem Schwerpunkt auf Polen im 19. und 20. Jahrhundert.

Angelika Bammer: *Born After. Reckoning with the German Past*, (Psychoanalytic Horizons) Bloomsbury Academic, New York (u.a.) 2019, 286 S. 13,50 Euro. ISBN 978-1-5013-3642-3

Wie geht man als „Nachgeborene“ mit dem „Vermächtnis“ der deutschen Nazi-Vergangenheit um. Die Autorin (geb. 1946 in Velen), seit langem Professorin an einer US-amerikanischen Universität stellt sich der Geschichte ihres Landes und Volkes in ungewöhnlich offener, ehrlicher und unsentimentaler, auch sehr ausführlicher Weise, indem sie jene finstere Vergangenheit mit der Geschichte ihrer eigenen Familie in die intimst-mögliche Verbindung bringt und durch eine lange, intensive Erinnerungsarbeit das Geschehene und dessen Auswirkungen in alle Richtungen reflektiert. Die amerikanischen Reaktionen auf diese so persönliche, dialogisch lebendige und zudem informativ-faktenreiche Publikation sind sehr positiv und anerkennend. So stößt man auf Empfehlungen wie ‚schmerzlich wahrhaftig‘, ‚fesselnd‘, ‚sich nicht scheuend, tief nachzuforschen‘, ‚sich nicht drückend, wo andere sich verweigert haben‘, ‚tapfer‘, ‚weise‘ u.ä., bis hin zum Bekenntnis von Deborah Lipstadt: ‚Ich habe lange auf dieses Buch gewartet, und als ich es erhielt, las ich es in einem durch, denn ich konnte es nicht beiseite legen. Ich werde noch oft zu ihm zurückkehren.‘

Maajan – Die Quelle. Jahrbuch der schweizerischen Vereinigung für jüdische Genealogie (Hg.), Druck: Adag Print Zürich. Bd. 4, Heft 119, August 2019 (Elul 5779), 230 S. ISBN 978-3-9524661-3-1

Das diesjährige Jahrbuch zur jüdischen Familienforschung bietet eine Reihe lesenswerter und auszuwertender Beiträge, so die namentliche Auflistung aller Namen und Daten eines wenig bekannten Friedhofs im schweizerischen Vassin, seit 1914 belegt (La Tour-de-Peilz, S. 8-34), des weiteren einen geschichtlichen Aufsatz über „Die Taufe jüdischer Kinder aus Österreich in Passau“ um 1900 (S. 35-46) – hinsichtlich unmündiger Kinder, die nach österreichischem Recht nicht getauft werden durften, darum jenseits der Grenze getauft wurden. Anna Staudacher vermutet, dass dies nicht nur in Passau praktiziert wurde, sondern auch in Italien und im ungarischen Teil der Donaumonarchie. Ferner eine große Auflistung von „Standesfällen“, d.h. Geburten, Trauungen, Todesfällen u.ä., in Tarnowitz, Polen, in den Jahren 1813 bis 1847 und 1861 bis 1874 (S. 47-111). Für die genealogische Forschung dürfte auch der ausführliche Stammbaum der Familie Seligmann Bieder-


mann (S. 112-169) von Interesse sein sowie die Untersuchungen zur Abstammung von Georg Cantor, dem berühmten Mathematiker, Begründers der Mengenlehre („Neue Erkenntnisse“. S. 170-201). Der Schlussteil des von René Loeb herausgegebenen Jahrbuchs wirft einen nützlichen Blick auf „Andere (genealogische) Zeitungen“, d.h. Inhaltsangaben internationaler Zeitschriften, und bietet einige ausführlichere Buchbesprechungen zur deutsch- und schweizerisch-jüdischen neueren Zeitschichte.

Morris M. Faienstein, Truth Springs from the Earth. The Teachings of Rabbi Menahem Mendel of Kotsk. Pickwick Publications-Wipf & Stock Publishers, Eugene, Oregon 2018. xviii u. 140 pp., paperback. ISBN 978-1-53263725-4


Der Kotsker Rebbe (1787-1859), bekannt durch M. Buber, Abr. J. Heschel („In gerangl far emesdikejt“, jidd.; engl. Kurzfassung „A Passion for Truth“ 1973) und Elie Wiesel, ist eine der an eigenwilligen Persönlichkeiten nicht armen chassidischen Sphäre. Eine reiche Quelle für Legenden, Anekdoten und Aussprüche des zornigen, fordernden und in Schwermut und Isolation versinkenden umstrittenen Zaddik mit weniger umstrittenen Schülern, Gründern von wieder erblühten chassidischen Dynastien. Menachem Mendel von Kotsk hat selber nichts Schriftliches hinterlassen; er hat sogar, so heißt es,



SALOMON LUDWIG
STEINHEIM INSTITUT
FÜR DEUTSCH-JÜDISCHE GESCHICHTE



JRF
Johannes-Rau-
Forschungsgemeinschaft

Gefördert durch:
 Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Abo-service

Hat sich Ihre Postadresse geändert?
Sie wollen das gedruckte Heft neu abonnieren, nicht weiter beziehen oder stattdessen online lesen? Bitte teilen Sie uns Ihre Wünsche mit!

Bestellungen · Abbestellungen
Datenschutz
Tel +49(0)201-20164434
Mail abo@steinheim-institut.org
www.steinheim-institut.de/abo



Impressum

Herausgeber
Salomon Ludwig Steinheim-Institut
für deutsch-jüdische Geschichte
an der Universität Duisburg-Essen
ISSN 1436-1213

Redaktion
Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Dr. Beata Mache
Annette Sommer

Satz und Layout

Harald Lordick · Beata Mache

Postanschrift der Redaktion
Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon
+49(0)201-82162900

Fax
+49(0)201-82162916

E-Mail
kalonymos@steinheim-institut.org

Internet
www.steinheim-institut.de

Druck
Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand
IC InterConsult GmbH – Lettershop
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst

Kalonymos ist für unsere Leserinnen und Leser kostenlos. Wir sind gerade deshalb dringend auf Ihre Zuwendungen angewiesen! (steuerabzugsfähig)
Spendenkonto
IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtparkasse Duisburg

alles was er das Jahr über niedergeschrieben hatte, vor Pessach zusammen mit dem Gesäuerten verbrannt. Zu seiner angebliche Leugnung von Tora und Gott an einem Sabbatabend 1838 oder 39 entstanden unzählige Versionen (der Autor analysiert sie knapp), die auch Martin Buber, zweimal und einander widersprüchlich, verbreitete - die bunte Welt der Wanderlegenden - mit einem harten Kern? Faierstein skizziert Studien zu den chassidischen Bewegungen rund um den Kotsker, seine Schüler und Gegner. Ab S. 30 die aus späteren Quellen geschöpfte Sammlung thematisch geordneter Aussprü-

che des Kotsker Rebbe (genauer: „attributed to him“), welche Freunde der oft paradoxen, epigrammatisch überraschenden Originalität chassidischer Meister nachdenklich stimmen und anregend ergötzen können. Das Motto: „R. Menachem Mendel fragte R. Isaak Meir von Gur (der Gerer Rebbe; zu Psalm 85, 12): „Wahrheit wird aus der Erde sprießen“ - Was sollte man denn pflanzen, auf dass Wahrheit aus der Erde sprießt? Isaak Meir antwortete: Wenn du Falschheit in der Erde begräbst, dann wird Wahrheit aus der Erde sprießen.“

Mokka zum Gedenken

Zwei praktische Empfehlungen

*En mémoire
de Gérard Nahon*

Das Tässchen arabischen Mokkas, das jedes Jahr am 11. Juli den Wanderern im Nationalpark „Ruhestein“, nahe der B 500-Schwarzwaldhochstraße, ausgeschenkt wird, das haben wir am 180. Geburtstag des gelehrten Spenders, Julius Euting (11. Juli 1839 – 2. Januar 1913) leider verpasst. Dieses Jahr gab es zum Mokka auch Musik und Unterhaltung – aber kennen Sie Professoren, an deren Ruhestätte eine testamentarisch besiegelte, kräftig duftende Erinnerung angeboten wird? Nun, Euting war ein leidenschaftlich Reisender, Erforscher des Orients, das „Sechzehnsprachenmännle“, und damit auch Epigraphiker semitischer Sprachen; war Bibliothekar, wurde Professor in Strassburg und ein weitbewandelter Elsasskenner dazu. So erinnert man sich seiner nicht nur wegen des jährlichen Mokka, für den die Tübinger Julius Euting-Gesellschaft sorgt. Aber würde der „Acher und Bühler Bote“ über Euting ein Wort verlieren, wenn es den Mokka am Grab beim „Ruhestein“ nicht gäbe?

Aber warum erinnert „Kalonymos“ an Euting und empfiehlt „Save the Date“ für 2020? Weil auch wir einen freundlichen guten Grund haben. Der wird sehr leicht übersehen – Euting war vor allem in der arabisch-islamischen Welt unterwegs, als Se-

mitist und Epigraphiker von „Sicherheit des Auges“ und der Hand, angezogen von uralten Inschriften in allen semitischen Sprachen. Wer in Syrien, Inner-Arabien, Nordafrika und Ägypten wie zu Hause ist, was seine Tagebücher zeigen, der hat auch in den Vogesen lebhaftes Interesse daran, das inschriftlich-hebräische Erbe des Elsass aufzusuchen und teilzunehmen an der Erschließung gerade entdeckter mittelalterlicher Inschriftreste in und um Strassburg. Was aber kaum weniger wichtig ist: Euting, aus Stuttgarter protestantischer Familie stammend und studierter Theologe, war kein Antisemit, kein offener oder verkappter Judenfeind wie so manche der Kollegen jener Jahrzehnte – so unser Eindruck aus Kenntnis seiner Arbeit an den jüdischen Inschriften im Elsass (und einiger im Orient). Er pflegte kollegialen Umgang auch mit jüdischen Orientalisten, Bibliekern und Epigraphikern. In seinem letzten Sommersemester, 1912, bot er erneut an: „Hebräische Inschriften, privatissime und gratis (1std).“ David Kaufmann, der so brillante wie kritische Judaist, begeisterte sich an Eutings Nachzeichnung hebräischer Inschriften: „admirablement dessinées“ seien sie, Lesung und Übersetzung fast gänzlich fehlerfrei. Auch mit französischen Kollegen scheint Euting gut ausgekommen zu sein – in-

ternationale Zusammenarbeit, die uns heute, leider mit Ausnahmen, wieder selbstverständlich ist. Aber Euting starb 1913.

Wir verdanken es einem französischen Gelehrten, Euting kennengelernt zu haben, Gérard Nahon (19.1.1931 Paris – 19.2. 1918) und seinem Werk „Inscriptions hébraïques et juives de France médiévale“ von 1986. Die Nr. 147 (siehe Foto unten) darin ist eine in Strassbourg beheimatete synagogale Gedenk- und Dankinschrift für einen Verstorbenen (Menachem Sohn Samuels) und für eine Lebende (Dame Rachel, seine Gattin). Bereits bekannt und beschrieben, veröffentlichte Julius Euting sie erneut in der stattlichen Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Strassburg: „Über die älteren hebräischen Inschriften im Elsass...“. Seine Edition wurde wieder aufgenommen und diskutiert von M. Schwab 1904, von R. Weyl 1977 und G. Nahon 1986. Wieviel Auf-

wand es doch braucht, bis eine solch knappe Inschrift endlich so gelesen und verstanden werden kann, wie sie es verdient! Niemand behauptete, dass er/sie nun das endgültige Resultat erbracht habe. Darum versuchen wir es erneut und hier zugleich als die zweite, unsere nicht ganz uneigennützig Empfehlung an die geneigten Leserinnen und Leser, als unser Rat, wie ein dauerhaftes Gedenken zu erzielen ist. Wie wir bei Eutings Mokka sahen, bedarf es dazu bereitwilliger Menschen über Generationen hinweg.

Euting zeichnete mit der Sicherheit des Auges und der Fähigkeit der Hand viele Inschriften nach, auch seine Abklatsche sind noch von Nutzen, was uns, die wir fotografisch zu arbeiten gewohnt sind, beeindruckt; man kennt zu viele Nachzeichnungen, die fehlerhaft oder völlig untauglich sind.

Hier ist ein „dessin admirable“ aus Eutings Hand, das Spätere gern übernehmen:



*Que Dieu se souvienne en bien de l'honorable
Rabbi Menahem, fils de Rabbi Samuel,
Avec sa digne épouse
Dame Rachel, une mère en Israel,
Fille du Rabbin Jonathan, elle offrit
Cinq Marks pour (l'édification de) la Maison de Dieu.
Au moment où son souffle revient vers son Créateur
Qu'il la garde dans le faisceau des vivants. Amen*

*Gott gedenke des Vornehmen zum Guten,
des R. Menachem Sohnes des R. Samuel,
samt seiner geehrten Gattin
der Dame Rachel, einer Mutter in Israel,
Tochter des Rabbiners Jehonatan, sie schenkte
fünf Goldgulden zum Bau des Hauses Gottes.
Zu der Zeit, da ihr Geist zurückkehrt zu ihrem Schöpfer,
möge sie binden ins Bündel des Lebens Gott. A(men)*

Unsere Lesung und Wiedergabe ist zwar an Euting angelehnt, jedoch verändert, da v.a. der Schluss des „rondeau“-artigen Stifterdanks bisher nicht genau wahrgenommen worden ist.

„Rondeau“? So möchte man es fast bezeichnen, denn wir sehen den fein austarierten achtzeiligen Text mit „'el“ beginnen und, zyklisch, auch mit „'el“ – Gott – enden. Die vier Doppelreime auf -b/wah und auf -el blieben unvollständig, würden sie nicht auch den vierten vollenden, mit – 'el. Der Stein, vielleicht ursprünglich als Grabstein gedacht, ist links unten stark beschädigt. Das A(men) ist außerhalb der Kartusche eingebracht (wie oben die letzten Buchstaben von Zeile 1), doch zuvor ist darin die Abkürzung über dem Alef noch ganz schwach zu erkennen, ebenso wie sie zu Beginn oben rechts klar zu sehen ist. Beide Male ist, um diesen Namen, diese Bezeichnung Gottes ehrfürchtig (und von anderen Reimwörtern) abzusetzen, abgekürzt. Wie der Beginn so das Ende, chiasmisch gedacht: 'el jiskor ... – jizornah ... 'el. Gott gedenke des und der ... – es binde sie ein ... Gott.

So liest es sich für uns, sehr einfach transkribiert:

'El jiskor qazin letowa
r. Menachem br. Shmuel
'im sugato hachaschuwa
marat Rachel 'em b'Jisrael
bat haraw Jehonatan nad'wa
chamischa sequqim el binjan 'el
ruchah el qonah 'et schawa
jizornah bizror chajjim 'el. A(men)

Elegant, nicht wahr, wie die ‚theophoren‘ Namen und der nicht theophore Name Rachel (dafür aber für sie das „em b'Jisra-el“) mit der Bezeichnung Gottes, El, alliterierend verknüpft sind. Auf ihren Namen spielt dazu auch das „ruchah el...“ an. Ihr Gatte ist bereits verstorben; sie, die lebt, möge,

wenn sie den Lebensatem („souffle“, Nahon), ihren ‚Geist‘ (Euting) aufgegeben haben wird, ins Bündel des Lebens (Euting) oder der Lebenden (Nahon) aufgenommen werden. Und der bestimmte Artikel ha(-chajjim) ist hier bewusst weggelassen worden – „zror chajjim“ nur – um des beschließenden 'el willen. Die Spendensumme wollte genannt werden wegen des mit „nad'wah“ erwünschten Reims, sie stiftete ... Euting deutete das so: „Der Betrag von fünf Goldgulden muss für jene Zeit ein ganz erheblicher gewesen sein, sonst wäre die Verewigung durch einen Denkstein nicht gerechtfertigt.“ Doch mag auch die Abkunft von Frau Rachel als Tochter des Rabbiners Jehonatan eine Rolle gespielt haben. Eine Bemerkung Eutings ist uns noch wichtig: Er verweist auf einen Wormser Stein von 1175: „... sie übergab ihr Leben (ihre Seele) in Liebe ihrem Bildner ... zu ihrem Schöpfer kehrte sie zurück“ (l-bor'ah schawa). Siehe Sara Tochter des Josef ha-Levi: epidat Worms 178. Auch das könnte für Eutings Datierung des Stifterdanks ins späte 12. Jahrhundert sprechen. Strassburgs Synagoge, „binjan 'el“, enthielt einst diese Inschrift.

„Verewigung“ des Andenkens ist nur wenigen Menschen beschieden, vergönnt, auch wenn es noch heute in Todesanzeigen heißt, dass wir „deiner ewig gedenken“. Gedenken wir so gut wir es vermögen, auch sollten wir stellvertretend gedenken derer, deren Leben zu Grunde gerichtet wurde und ohne jedes Gedenken bleibt. Endlich aber ist es der Angerufene, der dennoch gedenken möge – die Liturgie der Hohen Feiertage wünscht sich eine seltene Gottesprädikation: „Socher kol ha-nischkachot“ – Gott sei, ist, der „all des Vergessenen Gedenkende“. Sei das zum Guten!

Erfreuen wir Lebenden uns des guten Lebens – in der Erinnerung an Julius Euting mit arabischem Mokka zum Geburtstag – im Alltag bemüht um Flair und Aroma des von uns zu verschenkenden, zu stiftenden Guten. *Michael Brocke*